

Vortrag Sekundarschule Therwil am 12. April 2006

Was ist Sprache?

Christian Schmid, Schaffhausen

Die Art und Weise wie wir sprechen, gehört zu unserem Ausdruck. Dieser Ausdruck macht andern Eindruck, erregt ihre Aufmerksamkeit, veranlasst sie zum Zuhören.

Wenn wir sprechen, hören Angesprochene nicht nur darauf, was wir sagen, sondern sie hören immer auch darauf, wie wir es sagen, und schauen, wie wir uns beim Sprechen verhalten: mit welcher Körperhaltung wir sitzen oder stehen, welchen Ausdruck unser Gesicht hat, wie wir Hände und Arme bewegen, welchen Abstand wir zu dem, der oder den Angesprochenen einhalten.

Was wir sagen, können wir so formulieren, dass es der Situation angemessen ist. Wir machen das ganz automatisch: Mit dem Lebenspartner oder der Lebenspartnerin in der Wohnung, mit dem Kleinkind im Zoo, mit der Nachbarin über den Gartenzaun, mit der Bäckerfrau in der Bäckerei, mit der Ärztin im Sprechzimmer, mit dem Arbeitskollegen im Labor und mit dem Asylbewerber vor der Unterkunft sprechen wir normalerweise nicht auf dieselbe Weise. Wir sprechen in verschiedenen Situationen so, wie wir es gelernt haben, wie wir es gewohnt sind und wie es üblich ist.

Fragte man uns jedoch, was genau denn bei diesem oder jenem Sprechen üblich sei, würden wir wohl verlegen und könnten es kaum erklären. Wir wissen einfach wie! Wie wir bei allem, was mit Sprechen im Alltag zu tun hat, einfach wissen wie, obwohl das sprachliche Handeln, nimmt man es wissenschaftlich unter die Lupe, ausserordentlich kompliziert ist. Niemand spricht im Alltag nach einem Regelbuch, in dem wir zuerst nachsehen müssen oder dessen Regeln wir uns in Erinnerung rufen müssen, bevor wir sprechen. Wir alle sprechen normalerweise ohne Verzug und spontan, sagen „öh“, wenn es ein Weilchen dauert, bis wir weiter wissen, brechen Sätze ab, konstruieren Satzanschlüsse falsch, wiederholen Wörter, ohne dass uns das beim Sprechen oder Hören stört.

Sprache ist also etwas ganz anderes als eine Grammatik, ein Wörterbuch, eine Anleitung für gutes Deutsch, sorgfältig ausformulierte Texte und ein Rotstift zum Anstreichen von Fehlern. Wer beim Wort „Sprache“ hieran denkt, stellt statt des Sprechens und Hörens das korrekte Schreiben und Lesen in den Vordergrund. Das ist insofern unangemessen, als das Sprechen sowie das Hören und Verstehen der Mutter- oder

Erstsprache während des Aufwachsens auf natürliche Art und Weise erworben wird. Das Lesen und Schreiben muss hingegen in der Schule als Kulturtechnik erlernt werden. Lesen und Schreiben wird nirgends auf der Welt auf natürliche Weise erworben, ja es gibt heute noch Sprachgemeinschaften, deren Mitglieder weder lesen noch schreiben können. Auch in unserer Welt, in der das Lesen und Schreiben in der Schule erlernt wird, gibt es Menschen, welche nur sehr schlecht oder gar nicht lesen und schreiben können.

Wir stellen die geschriebene meistens vor die gesprochene Sprache und schätzen die Fertigkeiten im Bereich des geschriebenen Wortes oft höher ein als diejenigen im Bereich des gesprochenen Wortes, weil die Schrift seit Hunderten von Jahren das Leitmedium unserer Kultur ist und die Beherrschung der Schrift deshalb als intellektuelle Auszeichnung verstanden und als Machtinstrument missbraucht werden kann. Die Schrift, vor allem die gedruckte Schrift, wurde bis vor kurzem als Triebkraft der Aufklärung, als Basis unserer Kultur ausschliesslich gelobt. Erst in den letzten Jahrzehnten entwickelte sich eine kritische Einschätzung der Schriftkultur, welche auch ihre negativen Seiten entdeckte, z. B. die Bevorzugung des Gesichtssinns auf Kosten unserer anderen Sinne oder die eminente Rolle der Schrift und der vereinheitlichten Schriftsprache bei der Entwicklung des Nationalismus sowie der damit verbundenen Kriege.

Diese kritischere Haltung gegenüber der Schrift wurde möglich, weil wir in einer Zeit leben, in der das gesprochene Wort mit Rundfunk, Film, Fernsehen, mobilen Telefon- und Computernetzen wieder wichtiger wird. Selbst im Bereich der Belletristik erhält das gesprochene Wort mit dem Hörbuch mehr Gewicht. Eines ist sicher: Die Zukunft wird nicht mehr so schriftzentriert sein wie die Vergangenheit bis zum Ende des Industriezeitalters, sondern multimedial und dabei die unterschiedliche Kombinierbarkeit von gesprochener Sprache, Schrift, unbewegten und bewegten Bildern sowie die vielfältigen Möglichkeiten ihrer Übermittlung, Vernetzung und Archivierung ausnützen.

Wir müssen für die multimediale Zukunft tauglich gemacht werden, die Kunst des Sprechens, Überzeugens und Zuhörens, die in der antiken Rhetorik entwickelt wurde, wieder lernen, eine kritische Haltung gegenüber Bild- und Filmsprachen entwickeln, damit wir uns im Alltag, in politischen und wirtschaftlichen Auseinandersetzungen weniger leicht überreden und von den elektronischen Medien weniger leicht verführen lassen. Wir dürfen in der Schule nicht alle Anstrengungen auf die geschriebene

Sprache richten, sondern mit der Tatsache umgehen lernen, dass das rhetorische Spiel von Rede, Schrift und Bild immer öfter an die Stelle der schriftlichen Auseinandersetzung um die Wahrheit tritt.

Gleichzeitig müssen wir lernen, unsere Aufmerksamkeit, das begehrteste Gut in der Ökonomie der Informationsgesellschaft, nicht mehr zu verschenken, ohne entsprechende Gegenleistung dafür zu fordern. Prominenz im Showgeschäft, im Sport, in der Politik und in der Wirtschaft profitiert, unterstützt von Printmedien, elektronischen Medien und Werbung, von der auf sie gerichteten massenhaften Aufmerksamkeit, die ihren Marktwert bestimmt und mit deren Hilfe sie sich wirtschaftlich bereichern kann, ohne die empfangene Aufmerksamkeit auch nur ansatzweise abzugelten.

„Das Massengeschäft mit der Information, die auf den Endkunden losgelassen wird, besteht in der bezahlten Herstellung von Attraktoren für die Lenkung und Umlenkung massenhafter Aufmerksamkeit. Die Stichwörter hier sind die Transformation der klassischen Publikationsmedien in die modernen Massenmedien und das Heranwachsen der Werbung zur eigenen Industrie.“ Das schreibt Georg Franck in seinem bahnbrechenden Essay „Ökonomie der Aufmerksamkeit“ von 1998. Wir haben noch kaum begonnen, diesen neuen Herausforderungen mit einem gewandelten, bewussten Verhalten und vor allem auch Sprachverhalten zu begegnen und die exzessive Bündelung von Aufmerksamkeit auf Massenevents und ihre Stars als ökonomische Ausbeutung zu verstehen.

Das Erregen der Aufmerksamkeit des Angesprochenen ist auch im unmittelbaren Sprachkontakt unabdingbar. *Was* wir sagen, ist ja oft weniger wichtig als die Art und Weise, *wie* wir es sagen. Das weiss jedes Kind, jede Politikerin und jeder Geschäftsmann. Ob ich erreiche, was ich mit meinem Sprechen erreichen will, hängt auf jeden Fall entschieden davon ab, wie ich es sage. Deshalb bewachen wir im Alltag die Grenzen des angemessenen Sprechens und haben für die Verurteilung derjenigen, welche diese Grenzen übertreten, ein Spezialvokabular entwickelt.

Wer herumschreit, ist ein Schreihals; wer zu viel schwatzt, ist ein Schwätzer oder eine Plaudertasche; wer zu oft und offensichtlich die Unwahrheit sagt, ist ein Lügner oder eine Lügnerin; wer die Grenzen des Anstands nicht einhält, hat ein loses Maul; wer zu wenig Worte macht, ist kurz angebunden; wer seine Meinung nicht zu sagen wagt, ist ein Duckmäuser; wer prahlt, ist ein Grossmaul oder ein Prahlhans; wer glaubt, alles erklären zu können, ist ein Besserwisser; wer nichts versteht, ist ein Dummkopf oder eine Dumpfbacke.

Ich kann, was ich sage, nicht von der Art und Weise trennen, wie ich es sage. Was ich sage, ist deshalb immer Ausdruck von mir selbst, ist meine Stimme, der Ton, die Lautstärke und die Worte, die Körperhaltung, die Gestik und die Mimik, welche ich aufgrund der Situation und meines Befindens wähle, ist der Geruch, der meinem Körper anhaftet. Meine Art zu sprechen ist Teil meiner ganz persönlichen Identität.

Was ich schreibe, ist hingegen weniger eng mit mir verbunden, ist eine Spur für den, der lesen wird. Dem Geschriebenen fehlt nicht nur Stimme, Ton und Lautstärke des Gesagten, ihm fehlt auch körperlicher Ausdruck und Geruch. Geschriebene Sprache ist vom erzeugenden Körper abgetrennt, deshalb kann sie ihn überdauern.

Sprache existiert nur im Vollzug, in der Performanz würden Sprachwissenschaftler sagen. Das hinter dieser Performanz liegende System, die *langue* nach Ferdinand de Saussure, die *Kompetenz* nach Noam Chomsky, hat keinerlei Realität. Sie ist eine aus typischen Gebräuchen rekonstruierte metaphysische Grundannahme, welche die Linguistik als wissenschaftliche Disziplin konstituiert. Es gibt heute Sprachwissenschaftler, welche die Legitimation dieses Konstrukts bezweifeln und fragen: „Gibt es eine Sprache hinter dem Sprechen?“

Aufgrund der Sprache oder Sprachform, die ich spreche oder schreibe, bin ich nicht nur ich selbst, sondern auch Teil einer Sprachgemeinschaft und grenze mich von Menschen, die anders sprechen, ab. Sprechen verbindet also und trennt; mittels Sprache können wir zwischen „uns“ und „den andern“ eine Grenze ziehen. Letzteres machen wir, wenn wir über eine Sprachform spotten, die uns nicht gefällt, oder wenn wir unter Anderssprachigen unseren Dialekt sprechen, wenn wir wollen, dass sie uns nicht verstehen.

Auf der ganzen Welt werden heute um die 6000 Sprachen gesprochen, von Zwergsprachen, wie einigen Papuasprachen in Papua-Neuguinea oder einigen Aboriginesprachen in Australien, mit nur wenigen Sprechern und Sprecherinnen, bis zu Weltsprachen, wie das Englische und Chinesische, mit Hunderten von Millionen Sprechern und Sprecherinnen. Kein vernünftiger Sprachwissenschaftler wird jedoch auf die Frage „Wieviele Sprachen gibt es auf der Welt?“ eine genaue Zahl nennen, weil nicht immer klar ist, ob es sich bei zwei Idiomen um zwei Sprachen oder um zwei Varietäten einer Sprache handelt.

Wir dürfen uns auch nicht etwas Festes, Starres und streng Systematisches denken, wenn wir *die deutsche Sprache* oder *die englische Sprache* sagen. Die deutsche Sprache, das sind die östliche und die westliche deutsche, die österreichische, die

schweizerische, die luxemburgische und die südtirolische Varietät der hochdeutschen Standardsprache, denn die deutsche Standardsprache ist nicht einheitlich, sondern plurizentrisch. Die deutsche Sprache, das sind auch die Umgangssprachen, die Dialekte, die Fach- und Berufssprachen, die Sondersprachen, die Jugendsprachen und andere soziale Varietäten und in all diesen Varietäten wieder unterschiedliche Stilebenen. In unserer durch Demokratisierung und Emanzipation veränderten modernen Gesellschaft gilt nicht mehr eine Sprachform als die beste. Der Sprachwissenschaftler Jochen A. Bär schreibt in seinem Aufsatz „Deutsch im Jahr 2000“:

„Nicht mehr *eine* bestimmte, *einer* sozialen Schicht oder Gruppe mit besonderem sozialem Prestige zugeordnete Art des Sprechens und Schreibens wird für die beste gehalten, sondern es existiert eine Standardsprache, an der unterschiedliche soziale Schichten und Gruppen teilhaben und die in verschiedenen regionalen Färbungen, in verschiedenen funktionalen und situativen Varianten erscheinen kann. Diese Varianten sind nicht mehr (oder allenfalls noch in Ansätzen) auf einer vertikalen Werteskala angeordnet, sie existieren vielmehr im Bewusstsein der Sprachgemeinschaft gleichberechtigt und gleichwertig nebeneinander.“

Zur deutschen Sprache gehören zudem verschiedene historische Stufen wie das Alt- und Mittelhochdeutsche des Mittelalters, das Deutsche der frühen Neuzeit, der Neuzeit und der Moderne, auch sie wieder mit all ihren Varietäten. Sprachen sind nicht einheitliche Territorien mit festen Grenzen oder feste Strukturen, sie sind eher wie das Meer: Sie umspielen, gezeichnet vom Wechsel der Farben, nahe und ferne Ufer, verlieren sich am Horizont, reichen von der hellen Oberfläche bis in dunkle Tiefen und werden bewegt von Strömungen. So hat sie der deutsch-französische Psychologe und Schriftsteller Georges-Arthur Goldschmidt in seinem Buch „Als Freud das Meer sah“ (1999) eindrücklich bildlich beschrieben.

Sprachen werden von Gemeinschaften gesprochen und diese Gemeinschaften besiedeln Räume. Sprachräume grenzen aneinander oder überlappen sich, aber Sprachgrenzen sind in der Regel keine Grenzlinien, sondern Übergangsbereiche, in denen Übergangsvarietäten gesprochen werden oder in denen Zwei- bzw. Mehrsprachigkeit verbreitet ist.

Seit es Menschen gibt, sind Gemeinschaften gewachsen und haben für sich und ihre Sprachen Raum erschlossen oder erobert. Andere Gemeinschaften sind mit ihren Sprachen ausgestorben, haben als Unterlegene oder Besiegte ihre Sprachen aufgeben, neben ihren Sprachen die Sprache der Eroberer übernehmen müssen oder ihre Spra-

chen mit der Sprache der Eroberer zu einer neuen Sprachform vermischt. Seit Beginn der voll ausgebildeten menschlichen Sprachfähigkeit vor ungefähr 40'000 Jahren sind Tausende von Sprachen spurlos verklungen. Von anderen, wie zum Beispiel dem Gotischen, dem Ostpreussischen, dem Akkadischen oder dem Etruskischen, wissen wir nur noch aufgrund schriftlicher Zeugnisse, welche sich bis heute erhalten haben. Teile von anderen Gemeinschaften sind in weit entfernte Territorien ausgewandert und haben dort Sprachen entwickelt, welche zwar mit der Sprache ihrer Urheimat verwandt sind, sich aber stark von ihr unterscheiden. Wären wir in der Lage, auch nur von der Völkerwanderung bis heute die Veränderungen von Sprachräumen auf einer Karte festzuhalten, ergäbe das ein Gewirr von Grenzen, das wir nicht mehr entziffern könnten.

Betrachten wir nur schon den kleinen Raum der heutigen Schweiz, könnte uns schwindlig werden: Die vorkeltische Bevölkerung, von der wir sprachlich fast nichts wissen, wurde im 5. Jahrhundert v. Chr. in einem grossen Teil der Schweiz von Kelten abgelöst. 15 v. Chr. bis 400 nach Chr. war die heutige Schweiz Teil des römischen Reichs und wurde latinisiert. Im 5. Jahrhundert wurde der germanische Stamm der Burgunder im Genferseegebiet angesiedelt und verlor in der Folge seine sprachliche und kulturelle Eigenständigkeit. Im 6. Jahrhundert errangen die germanischen Franken die Herrschaft über das Königreich Burgund und die Kontrolle über das alemannische und rätische Gebiet. Ab dem 6. Jahrhundert wanderten von Norden die germanischen Alemannen ein und besiedelten bis Ende des 12. Jahrhunderts das heutige Gebiet der deutschsprachigen Schweiz. Unsere Dialekte haben sich aus der Sprache der Alemannen entwickelt. Ab der Mitte des 19. Jahrhunderts und in der Folge sind es italienisch-, spanisch-, ungarisch-, tschechisch-, tibetisch-, türkisch-, tamil-, kroatisch-, serbisch-, bosnisch-, albanisch- und afrikanischsprachige Immigranten und Asylsuchende, welche unsere Städte und Dörfer zu vielsprachigen Gemeinwesen machen.

Es gibt wohl kaum ein Gebiet auf der ganzen Erde, welches von grauer Vorzeit bis heute von derselben Ethnie besiedelt wurde und in dem sich somit nur eine Sprache historisch entwickelte. Beugt man sich so weit über das Geschichtsbuch menschlicher Wanderungen, ist das heutige Migrationsgeschehen die Regel und nicht die Ausnahme.

Sprachen haben auch immer voneinander abgelauscht. Ohne Entlehnungen aus anderen Sprachen gäbe es in der deutschen Sprache Tausende von Wörtern wie *Bank*,

Börse, Brikett, Computer, Fenster, Grenze, Joghurt, Kaffee, Kamera, Kessel, Kirche, Korb, mailen, Mauer, Pferd, Pfingsten, Streik, Tasse, Testament, Tomate und Video nicht.

Den Blick auf diese nur allzu offensichtliche Wahrheit verstellt uns die im 18. Jahrhundert entstandene, mythologisch verbrämte Nationalstaatenideologie, die bis heute ihre langsam kleiner werdenden Schatten wirft. Die Nation wurde ideologisch zum Vaterland hochstilisiert, und obwohl seine Grenzen nur selten mit Sprachgrenzen identisch waren, hatte das Vaterland, so wurde behauptet, eine Muttersprache. Daraus wurde die Forderung abgeleitet, dass alle Menschen mit einer Muttersprache *einem* Vaterland angehören sollten. Auf die Frage „Was ist des Deutschen Vaterland?“ antwortete Ernst Moritz Arndt 1813: „So weit die deutsche Zunge klingt und Gott und Himmel Lieder singt, das soll es sein.“ Dass damals in einem solchen Vaterland der Deutsch Sprechenden die Walliser vom südlichen Rand die Meklenburger vom nördlichen Rand nicht verstanden hätten und dass in diesem Vaterland Jiddisch sprechende Juden sowie slawisch sprechende Sorben und Slowenen lebten, focht die Ideologen nicht an, denn sie unterstellten das Gegebensein *einer* einheitlichen deutschen Nationalsprache, die in der Nationalliteratur Trägerin der nationalen Sprachkultur war.

Den letzten Schritt zur Formulierung einer Ideologie, welche den künstlich entstandenen Nationen eine natürliche Basis geben wollte, vollzogen die Rassenideologen des 20. Jahrhunderts, indem sie die Muttersprache an eine Rasse knüpften. Damit war die ideologische Grundlage gegeben, mit der man sich von anderssprachigen Rassen in anderen Vaterländern abgrenzen und mit der man vor allem auch anderssprachige Minderheiten im eigenen Vaterland ausgrenzen, verfolgen und zu vernichten versuchen konnte.

Moderne Staats- und Territorialgrenzen sind in der Regel nur symbolische Trennlinien, welche Zugehörigkeiten und damit verbundene Handlungsvorschriften und -regeln gegeneinander abgrenzen, z. B. wer regiert, welchen Gesetzen wir zu gehorchen haben, über welche politischen Rechte, Freiheiten und Pflichten wir verfügen, wer wieviel Steuern erhebt, wer Recht spricht, welche Schulen wir besuchen, mit welcher Währung wir bezahlen, was für einen Pass wir besitzen.

An Grenzen scheiden sich aber auch symbolische Werte und Embleme wie Hoheitszeichen, Hymnen, Verbundenheits- und Zugehörigkeitsgefühle, Bräuche, Wertmassstäbe, Urteile, Vorurteile und das Bewusstsein einer gemeinsam erlebten Geschichte.

Die Versuchung, Staatsgemeinschaften als homogene Gebilde mit *einer* National-
sprache zu verstehen, war und ist z. B. in Osteuropa und in Russland nach dem Zer-
fall der kommunistischen Staatsgebilde gross und noch heute kämpfen viele sprach-
liche Minderheiten gegen die Ideologie der Sprachnation um ihre Rechte.

Die Schweiz ist keine Sprachnation. Auf die Sprache bezogen bezeichnen wir sie
heute als viersprachige Schweiz und meinen damit Deutsch, Französisch, Italienisch
und Rätoromanisch, obwohl alle unsere Städte vielsprachig und alle unsere grösseren
Gemeinwesen mehrsprachig sind, obwohl in der Schweiz mehr fremdsprachige als
rätoromanisch- und italienischsprachige Menschen leben und obwohl in vielen Schu-
len Englisch als erste Fremdsprache gelehrt wird. Der Terminus „viersprachige
Schweiz“ ist also, von der sprachlichen Realität in unserem Land aus betrachtet, zu-
mindest anfechtbar.

Jedem Menschen ist das Sprechen vertraut. Es ist da, bevor er selbst zu sprechen
anfängt. Als kleines Kind hört er es in einer unendlich scheinenden Vielfalt. Er be-
ginnt im Alter von etwa einem Jahr, ohne dass er besonderen Lernsituationen ausge-
setzt wäre, mit ersten Sprechversuchen und erwirbt die Fähigkeit zu sprechen, über
welche die Menschen seit etwa 40'000 Jahren, unabhängig von den jeweiligen Kultu-
ren und Lebensweisen, in allen Lebenssituationen und ohne besondere Anstrengung
verfügen.

Diese Fähigkeit ist ein Ergebnis unserer individuellen, artspezifischen Entwicklung;
wir können sie jedoch nur als in ein Kollektiv eingebundene Einzelwesen herstellen
und aufrechterhalten. Angeboren ist also nur das Vermögen eine Sprache zu erwer-
ben, die Fähigkeit eine oder mehrere Sprachen zu sprechen wird während des Auf-
wachsens in einer ein- oder mehrsprachigen Gemeinschaft erworben. Angeboren
sind demnach kein einziges konkretes Wort und keine einzige konkrete Regel einer
bestimmten Sprache, sondern allein die Fähigkeit des Spracherwerbs. Ein Kind
Deutsch sprechender Eltern wäre ohne weiteres in der Lage, die spanische, mongoli-
sche oder chinesische Sprache zu erwerben, wenn es im Spracherwerbalters in den
entsprechenden Sprachgemeinschaften aufwüchse.

Nochmals: Sprache ist nicht angeboren, nicht einmal das Sprachvermögen. Noam
Chomskys Annahme, es gebe ein dem Menschen angeborenes, das heisst in seinem
Genom angelegtes, in sich abgeschlossenes Modul, das man Universalgrammatik

nennen könnte, ist heute widerlegt, sowohl von Seiten neuester Erkenntnisse der Neurowissenschaften, als auch von symboltheoretischer Seite.

Sprechen lernen ist ein äusserst komplexer Vorgang, denn ein Kind lernt nicht nur Namen von Gegenständen, sondern auch, was ein Name ist. Es lernt nicht nur, *wie* es einen Wunsch, ein Lob oder eine Drohung auszudrücken hat, sondern auch, *was es heisst*, einen Wunsch, ein Lob oder eine Drohung auszudrücken. Es lernt mit den Wörtern für „Vater“ oder „Liebe“ auch, was ein Vater und was Liebe ist. Wer sprechen lernt, lernt also die Aussprache der Klänge und ihre grammatischen Ordnungen, aber auch die „Lebensformen“, welche aus diesen Klängen die Wörter machen, die sie sind, und sie dazu bringen, zu tun, was sie tun - z. B. benennen, rufen, hinweisen, einen Wunsch oder ein Gefühl ausdrücken, eine Wahl oder Abneigung anzeigen.

Sprechen lernen heisst also nicht mitteilen, was Wörter bedeuten, oder beibringen, was Gegenstände sind, sondern viel umfassender: Einführen in die sprachlich festgehaltenen und auf die Sachverhalte unserer Welt bezogenen Lebensformen.

Damit das Sprechenlernen gelingt, ist nicht nur die Einbindung in ein Kollektiv erforderlich. In diesem Kollektiv müssen wir uns auch exemplarisch verhalten, Autorität annehmen und die Verantwortung für das Sprechenlernen übernehmen. Wer sprechen lernt, muss in der Lage sein, uns natürlich zu folgen, in wie unvollkommener Weise auch immer. Ein Kind muss dort hinschauen, wo unser Finger hinzeigt, über das lachen, über das wir lachen, trösten, was wir trösten, bemerken, was wir bemerken, ähnlich bemerkenswert oder gewöhnlich finden, was wir bemerkenswert oder gewöhnlich finden, schmerzhaft finden, was wir schmerzhaft finden, das Wetter oder den Begriff geniessen, das oder den wir geniessen, die Klänge erzeugen, die wir erzeugen. Ausserdem muss es uns folgen *wollen*. Unsere Zustimmung muss ihm wichtig sein, es muss ein Lächeln einem Stirnrunzeln vorziehen, ein Singen einem Krächzen, ein Stupsen einem Schlagen.

„'Unterrichten'“, schreibt der amerikanische Philosoph Stanley Cavell, „hiesse hier so etwas wie ‘Ihnen zeigen, was wir sagen und tun’ und ‘Akzeptieren dass das, was sie sagen und tun, ist, was wir sagen und tun’ etc.; und das wird mehr umfassen als das, was wir wissen, oder das, was wir sagen können.“

Das Sprechenlernen verstehe ich als ein von Verantwortung, natürlicher Autorität, Zuneigung und Vertrauen getragener, für Veränderungen offener, umfassender Sozialisationsprozess. Damit weise ich auf die umfassende soziale und kulturelle Funktion des Sprechens. Eine Sprache sprechen ist eine soziale Praxis.

Vor gut fünfzig Jahren wuchs ich zuhinterst in der Ajoie in einem Weiler auf, der nur aus drei Häusern bestand. Meine Eltern hatten kein Telefon, und das Radio, das im Wohnzimmer stand, lief nur selten. Beromünster sendete noch nicht den ganzen Tag. Allgegenwärtig waren damals nur die Stille und die darin eingebetteten, meist leisen Geräusche und Töne des bäuerlich geprägten Alltags. Sprache war für mich als Kind rar und immer verbunden mit Menschen, d. h. mit Gesichtern, Gesten und Gerüchen, die in mir Gefühle weckten oder mich gleichgültig liessen. Weil ich kaum Fremden begegnete, war mir das Sprechen, auch wenn es mich nichts anging, in der Regel vertraut, weil ich die Menschen und ihre Geschichten kannte.

Heute leben wir in einem Grundteppich von Lärm, der, vor allem in Städten, sehr laut werden kann. Wir bewegen uns, ausserhalb unserer Wohnräume, unter Fremden, deren Gespräche uns nichts angehen. Selbst in den Wohnräumen geben wir Fremden viel Raum, wenn wir das Radio oder den Fernseher den ganzen Tag laufen lassen. Von Kindesbeinen an lernen wir den Umgang mit entkörpernten Stimmen, weil wir Radio oder Tonträger hören, zum Teil mit tragbaren Geräten und Stöpseln im Ohr, fernsehen, uns multimedial, interaktiv am Computer beschäftigen, Telefon und Handy allgegenwärtig sind.

Sprach ich vor fünfzig Jahren unbeholfen gegen das Schweigen an und verstummte oder stotterte, wenn Fremde mit mir reden wollten, sind heute bereits Kinder ausgebuffte Medienprofis. Zuhören heisst für sie immer auch dämpfen oder ausblenden von Lärm und anderem Sprechen. Gesprochene Sprache ist für sie nicht mehr an die physische Präsenz von Menschen gebunden. Sie lernen wählen, mit wem oder was sie wo, wann und wie lange sprachlich verhandeln wollen. Sie lernen das Zappen, d. h. den sprunghaften Wechsel von einem Sprechangebot zum andern.

Der Mensch ist heute nicht mehr ein aus der Stille gerissener, ortsgebundener, passiv zuhörender oder aktiver Teilnehmer an einem Monolog oder Dialog, er ist eine komplexe, weltweit vernetzte, unablässig aktive kommunikative Schaltstelle. Der moderne sprechende Mensch, der sich vom dialogischen Menschen zur nicht mehr raum- und zeitgebundenen kommunikativen Schaltstelle entwickelte, ist sicher viel effizienter geworden. Aber die mit der neuen Schaltstellenfunktion verbundenen Nachteile sind nicht zu übersehen. Viele sind ihr kaum oder nicht gewachsen, sind nur noch bedingt fähig, auf einen Dialogpartner einzugehen, zeigen Aufmerksamkeits- und Konzentrationsschwächen oder können die Flut von Kommunikationsangeboten,

denen sie ausgesetzt sind, nicht mehr bewältigen, fühlen sich überfordert, verunsichert, kämpfen vielleicht deshalb gar mit psychischen Problemen.

Und vielleicht das wichtigste: Weil Sprechen und Zuhören nur noch möglich sind, wenn anderes Sprechen und Lärm ausgeblendet werden, ist Sprechen zu einem Teil des Lärms geworden. Überall dort, wo wir Sprechen ausblenden, z. B. das Radio oder den Fernseher, der im selben Raum läuft, in dem wir sprechen oder arbeiten, oder andere Sprecher auf der Strasse, in der Strassenbahn oder im Zug, im Restaurant, im Einkaufscenter, ist dieses ausgeblendete Sprechen für uns Lärm, der stört. Sprache, einst als höchstes Gut des sprechenden Menschen besungen, ist für uns zum kommunikativ nutzbaren Teil eines Lärmteppichs geworden.

Auch die Form der Gespräche, an denen wir teilnehmen, hat sich verändert: Für viele Menschen ist nicht mehr der Dialog unter Gleichberechtigten, sozusagen der Feierabend- oder Lagerfeuerdialog, die wichtigste sprachliche Tätigkeit, sondern das Empfangen, Verarbeiten und Weitergeben von Nachrichten, Geschichten, Anweisungen und Befehlen von Experten und Medien, der sogenannte Experten- oder Pyramidendialog bzw. -monolog von oben nach unten.

Folge dieses Wandels, der meines Erachtens das Verstehen unserer postmodernen Kultur erst möglich macht, ist eine gewaltige Grenzverschiebung in der Wahrnehmung des Menschen, nämlich das Infragestellen des intellektuellen Individuums, des einzelmenschlichen Verstandes in der modernen Philosophie oder Soziologie. Als kommunikative Schaltstelle ist der Mensch für diese Denkrichtungen nur noch eine Knotenstelle in einem kommunikativen Netzwerk. Das diesem System immanente Wissen oder der Geist ruht nicht mehr im Körper des Knotens, sondern kursiert im Netz. Der Soziologe Niklas Luhmann ist ein Systemtheoretiker, in der philosophischen Richtung des Pragmatismus steht das gemeinsame praktische Handeln im Zentrum des Interesses und nicht mehr die individuelle Vernunft. „Was die Welt im Innersten zusammenhält“, schreibt Harald Welzer in seinem Buch *Das kommunikative Gedächtnis. Eine Theorie der Erinnerung* (2002), „ist Kommunikation, genauer gesagt das unerschöpfliche und spezifisch menschliche Potenzial, Netzwerke direkter und indirekter, enger und loser, naher und ferner Verbindungen herzustellen.“

Sprachen bezeichnen wir gern als Kommunikationsmittel, als Mittel, mit dem wir anderen unsere Gedanken, Vorstellungen, Empfindungen und Ideen mitteilen können. Der Begriff „Kommunikationsmittel“ ist nicht nur insofern fragwürdig, als er

die Vorstellung eines Hilfsmittels erweckt, das wir wie das Reinigungsmittel Seife und das Verkehrsmittel Fahrrad nach Gebrauch weglegen oder wegstellen können. Diese Sicht auf die Sprache verleitet auch viele zur Annahme, dass wir mit dem Sprechen oder Schreiben, sozusagen auf der Karawane der gesprochenen Laute oder der geschriebenen Buchstaben, wie Lasten auf einer Kamelkarawane, so etwas wie Sinn oder Bedeutung in den Kopf eines oder mehrerer Hörer transportieren könnten. Diese Auffassung von Sprache ist grundfalsch.

Wenn wir jemanden sprechen hören, hören wir nur Laute und Geräusche. Wenn wir lesen, sehen wir nur ein Gekrakel aus Tinte oder Druckerschwärze auf Papier bzw. elektronisch verursachtes Gekrakel auf einem Bildschirm. Woher kommt denn der Sinn, den wir mit diesen Tönen und Geräuschen oder diesem Gekrakel verbinden? Er wird durch die Geräusche und Töne oder das Gekrakel in uns hervorgerufen, und zwar so, dass dieser Sinn in jedem und jeder von uns eine etwas eigene Färbung hat. Obwohl wir an einem Vortrag alle dieselben Töne und Geräusche gehört haben, gibt jeder und jede von uns dem Sinngebäude, das wir damit verbinden, eine etwas eigene Form. Zuhörerinnen und Zuhörer verstehen den Vortragenden nicht auf eine vollkommen identische Art und Weise. Wäre das der Fall, könnten wir nach einem Vortrag nur widersprechen, den Vortragenden korrigieren oder Ergänzungen von ihm verlangen, und zwar alle auf genau dieselbe Weise.

Nach einem Vortrag wird aber in der Regel auch darüber diskutiert, was der Redner oder die Rednerin mit diesem oder jenem gemeint haben könnte. Dies ist aber nur möglich, wenn nicht alle genau dasselbe verstanden haben, wenn wir das Gehörte oder Gelesene interpretieren müssen. Wie wichtig das Gespräch ist, erkennen wir vor diesem Hintergrund, denn im Gespräch gleicht man unterschiedliche Interpretationen ab, korrigiert Unklarheiten oder falsch Verstandenes, d. h. man verknüpft Gesagtes mit neuem Sinn. Für den deutschen Philosophen Jürgen Habermas ist das Gespräch unter Gleichberechtigten, er nennt es herrschaftsfreier Diskurs, so wichtig, dass er ihn und nicht die Vernunft des Einzelnen für die Grundlage des vernünftigen Handelns hält.

Warum sind wir denn überhaupt fähig, die geäußerten Töne und Geräusche von einem Menschen, der unsere Sprache spricht, bzw. die Schriftzeichen seiner Texte mit Sinn zu verbinden? Weil wir während des Spracherwerbsprozesses und in der Schule gelernt haben, sprachlich zu handeln, und weil wir diese Fähigkeit bis heute mit je-

dem sprachlichen Handeln entwickelt haben und mit jedem zukünftigen sprachlichen Handeln weiter entwickeln werden.

Die ganze Tiefe dieser Einsicht ist nicht leicht zu fassen. Die vielleicht grundsätzlichs-te Lehre, die wir aus ihr ziehen können, ist, dass es nie genügen kann zu sagen: „Ich habe es ihm oder ihr gesagt!“ Entlasten kann uns nur: „Er oder sie hat mich verstanden!“

Wenn man eine Sprache lerne, behauptete ich, lerne man nicht nur, was das Wort „Vater“ sei, sondern auch, was ein Vater sei. Was heisst das? Ich versuche, es am Beispiel des Wortes „Schulabgänger“ zu skizzieren. Als ich im Jahr 1963 aus der Schule kam, entschied ich mich dafür, Chemielaborant zu lernen. Ich bewarb mich um Lehrstellen und konnte schliesslich unter fünf Angeboten das mir genehmste auswählen. Uns Schulabgängern stand damals die Türe zur Welt weit offen. Industrie und Gewerbe brauchten uns, wir waren begehrt. Ich wusste, dass ich nach der Lehre problemlos eine Stelle finden würde, was dann auch zutraf. Ich wusste, dass man mich auch bei einer eventuellen Weiterbildung unterstützen würde, was ebenfalls zutraf. Das Chemieunternehmen, in dem ich arbeitete, liess mich während der Vorbereitung auf die Matura Teilzeit arbeiten und unterstützte mich während des gesamten Studiums zusammen mit der Stadt, in der ich wohnte, mit einem namhaften Stipendium, obwohl ich Sprachen studierte und nicht Chemie. Im Jahr 1963 war also ein Schulabgänger in der Regel ein junger Mensch mit sehr guten beruflichen Zukunftsaussichten.

Im Jahr 2006 ist ein Schulabgänger in der Regel ein junger Mensch mit sehr schlechten beruflichen Zukunftsaussichten. Tausende von ihnen finden keine Lehrstelle. Tausende von ihnen finden nach der Lehre keine Arbeit. Im Rahmen von Redimensionierungen, Restrukturierungen, Neupositionierungen, Fokussierungen und was der schönen Worte und Taten mehr sind, werden immer wieder Menschen entlassen und mehr Arbeits- und Lehrplätze vernichtet als neue geschaffen. Der Schulabgänger weiss, dass er an keiner Arbeitsstelle alt werden wird, dass er die Kosten für seine Weiterbildung selbst tragen muss und dass er mit vierzig Jahren in der Berufswelt zum alten Eisen gehören wird. Stellen wir uns die Folgen dieser Entwicklung für das Selbstwertgefühl eines Schulabgängers vor, für seine Bereitschaft, sich in die Gesellschaft zu integrieren!

Für einen Jugendlichen von 16 Jahren heute ist „Schulabgänger“ ein ganz anderer Begriff als für mich vor 43 Jahren. Dasselbe trifft für sehr viele andere Begriffe zu, z.

B. für „Vater“, „Mutter“, „Kind“, „Solidarität“, „soziale Sicherheit“, „Renten“ usw. Wenn wir als Erwachsene nicht fähig sind, unsere Begriffe zu revidieren, wenn wir die gegenwärtige Welt mit der sprachlichen Elle längst überholter Begriffsinhalte messen, die Agressivität und Interesselosigkeit Jugendlicher beklagen, ohne zu begreifen, wie anders die Welt für sie geworden ist, werden wir für sie unglaubwürdig und sie werden sich, zu Recht, von uns abwenden, weil wir eine Sprache sprechen, welche sie nicht mehr sprechen *wollen*, eine Sprache, die mit ihrer Realität nichts mehr zu tun hat.

Unüberhörbar ist das Verstummen vieler Jugendlicher gegenüber den Erwachsenen, die Bildung einer Jugendkultur mit eigenen sprachlichen Umgangsformen, die Weigerung vieler Jugendlicher erwachsen zu werden. Diese Jugend- und Szenensprachen, mal als unartikuliert und verludert belächelt oder beschimpft, mal als sprachlicher Experimentiergrund hochgejubelt, sind für mich Zeichen einer Abwendung und Abgrenzung gegenüber einer Sprache der Erwachsenenwelt, welche, zumindest im öffentlichen Bereich, zum reinen Strategiediskurs um Aufmerksamkeit und damit um Macht und Gewinn zu mutieren droht.

Wir können hoffen, dass sich das wieder ändern wird, weil wir, solange wir imstande sind, miteinander zu sprechen, unser Verhalten ändern können. Wir könnten verzweifeln, weil wir den eingeschlagenen Kurs für unabänderlich halten, wenn wir erkennen, wie eng das Wirken von Sprache mit politischer und ökonomischer Macht und mit ihrer Fähigkeit, weltweit Aufmerksamkeit auf sich zu ziehen, verknüpft ist. Diese Macht glaubt heute weder an einen lieben Gott, noch lässt sie sich von einer Vernunft, die moralischen Geboten verpflichtet ist, leiten. In der globalisierten Welt ist die entscheidende Instanz im Spiel um Sein oder Nichtsein der ökonomische Diskurs. Ein Existenzrecht hat, was sich ökonomisch lohnt.

Viele Menschen sind der Meinung, der Hauptzweck von Sprachen sei das Benennen, beziehe sich also direkt auf die Realität. Schliesslich hat ja Adam in der Bibel gelernt, die Vögel in der Luft, die Tiere auf dem Land und die Fische im Wasser zu benennen. Das Benennen ist jedoch nur eine Funktion, welche Sprachen erfüllen können. Es ist zudem nicht ganz einfach zu verstehen, denn wie Sprachen sich auf Dinge beziehen können und worauf genau sie sich beziehen, ist ein nicht ganz einfaches philosophisches Problem.

Wollen wir uns von Sprache ein einfaches Bild machen, lässt sie sich am besten verstehen als Werkzeugkasten und Wörter als Werkzeuge, mit denen wir sprachlich handeln: benennen, bitten, befehlen, beten, erzählen, fluchen, fragen, grüssen, informieren, lügen, mitteilen, schimpfen, täuschen, trösten, verzeihen, wünschen usw. Ist der sprachliche Werkzeugkasten klein und sind die Wörter rar oder verbinden wir mit ihnen veraltete Vorstellungen, können wir nur unbeholfen sprachlich handeln, ungefähr wie ein Handwerker, der in Ermangelung eines Schraubenziehers Schrauben mit dem Hammer einschlagen muss.

Wörter sind nicht Etiketten für Dinge, welche einmal gegeben, die Zeiten überdauern. Ich habe am Beispiel des Wortes „Schulabgänger“ gezeigt, wie rasch sie ihre Bedeutung verändern können. Wörter sind aber noch in einem anderen Sinn wandelbar. Sie existieren nämlich nicht isoliert, sondern immer in Beziehung zu den Nachbarn eines ganzen Feldes und aufgrund ihrer Position in diesem Feld erhalten sie ihren Wert.

Dazu zwei Beispiele: Eine *frouwe* war im Mittelalter eine adelige Frau, *wîp* war die neutrale Bezeichnung für ein erwachsenes weibliches Wesen und *dierne* die Bezeichnung für ein Mädchen. In der frühen Neuzeit wurde französisches *dame* ins Deutsche entlehnt und damit veränderte sich das ganze Bezeichnungsgefüge. Heute ist *Dame* eine gehobene Bezeichnung für Frau, *Frau* die neutrale Bezeichnung für ein weibliches Wesen, *Weib* eine abschätzigste Bezeichnung für Frau und *Dirne* die Bezeichnung für eine Prostituierte, weil *Mädchen*, das Diminutiv von *Magd*, das weibliche Kind bezeichnet.

Das zweite Beispiel: *Marahscalc* bezeichnete im Mittelalter einen Pferdeknecht, denn *marah* ist die alte Wortform für Mähre, *scalc* die alte Wortform für Schalk mit der Bedeutung „Knecht“. Das Wort *marahscalc* wurde in die romanischen Sprachen exportiert und bezeichnete dort, zum Beispiel als *maresciallo*, ein Hofamt. Dieser Begriff wurde ins Deutsche zurückentlehnt als *Marschall* und bezeichnete einen Reitergeneral. Heute versteht man unter *Marschall* den höchsten Offiziersgrad einer Armee. Auch der *Schalk* ist heute kein Knecht mehr, sondern ein Spassmacher.

Das zeigt uns, dass Wörter keine festen Etiketten für Dinge sind! Noch viel weniger werden Wörter und Dinge durch ein natürliches Band aneinander geknüpft. Die Beziehung von Wörtern zu Dingen ist willkürlich und höchst instabil und wandelbar. Wörter erhalten ihren Wert durch die Beziehungen zu ihren Nachbarn im System der

Sprache selbst. Und dieser Wert steht nicht ein für allemal fest, sondern verändert sich, weil das System selbst einem ständigen Wandel unterworfen ist.

Dass für den Gebrauch eines Wortes die Bedeutung irrelevant sein kann und allein sein Wert zählt, lässt sich mit der Redensart *aufpassen wie ein Haftmacher*, in der Mundart *ufpasse wie en Häftlimacher*, zeigen. Die meisten Sprecher und Sprecherinnen wissen, dass das „sehr gut aufpassen“ heisst, aber nicht, dass der Haftmacher ein Handwerker war, der Haften machte. Sie wissen also, dass der Wert von *wie ein Haftmacher* in der Redensart „sehr gut“ ist, kennen aber die Bedeutung des Wortes *Haftmacher* nicht. Dasselbe gilt für die Abkürzung *CEO*. Die wenigsten wissen, dass sie für *chief executive officer* steht und was das genau ist; sie kennen nur ihren ungefähren Wert im System: „hoher Vorgesetzter“. Wir können demnach Wörter brauchen, deren Bedeutung wir nicht kennen, wohl aber deren ungefähren Wert im System.

Warum ist das so? Weil Sprache kein System ist, das Bedeutungen trägt oder transportiert, sondern ein symbolisches Handlungsmittel, mit dem wir in einer stets sich wandelnden Welt im Spracherwerbsprozess und in der Sprachverwendung jene Bedeutungen verbinden, welche wir in der sprachlichen Praxis erworben haben und unablässig weiterentwickeln. Der berühmte Genfer Sprachwissenschaftler Ferdinand de Saussure hat deshalb gesagt, dass „wer immer seinen Fuss auf den Boden der Sprache setzt, sich sagen kann, dass er von allen Analogien von Himmel und Erde verlassen ist“. Das heisst nichts anderes als, dass wer sich einer Sprache bedient, nicht in einem Bereich vorgegebener natürlicher Ordnung handelt, sozusagen in der Welt an sich, sondern mit einem symbolischen System mit eigenen Gesetzen, das sich im Gebrauch stets verändert. Wir verstehen nicht die Welt an sich, sondern, etwas salopp gesagt, was wir denken und reden.

Sprache kann wunderbar sein. Orale Erotik und Instrument, um ganz fein ziselierte schriftliche Texte zu verfassen. Nur frage ich mich in der letzten Zeit mehr und mehr, wenn es um Sprache geht, ob nicht die negative Seite der Sprache immer öfter in den Vordergrund tritt, das, was Saussure eben so sagte:

"Wer immer seinen Fuss auf den Boden der Sprache setzt, kann sich sagen, dass er von allen Analogien von Himmel und Erde verlassen ist."

Das Vorbeireden meine ich. Wir Menschen können so schön an allem vorbeireden oder alles herbeireden. Können wir mit unserer Sprache, vor allem der massenmedial vermittelten, öffentlichen Sprache, zu dem, was uns Menschen am meisten beschäf-

tigen sollte, nämlich dass das Ende einer für Menschen lebberen Welt absehbar wird, überhaupt noch etwas Gescheites sagen oder bleibt uns auch da nur der Diskurs über finanzielle Gewinne und Verluste? Wird der letzte Mensch, der die letzten Worte sagt auf dieser Welt, Geld zählen?